

3 Bogen Preis 2.50 Mark
für die Post bezogen 3 Mark für das Vierteljahr.
Die halbjährige Ausgabe kostet 5 Mark.
34. Preisliste: Unterhaltungsblätter, Satirische Couriers,
Kunstwissenschaftliche Mittheilungen,
Sämmtliche Bekanntmachungen für die Provinz,
Königliche Bekanntmachungen für die Provinz,
Königliche Bekanntmachungen für die Provinz,
Königliche Bekanntmachungen für die Provinz.

Morgen- Ausgabe.

Man gelte die Zeitungen
für Halle 15 Pfennig, für 20 Pfennig,
für 25 Pfennig, für 30 Pfennig,
für 35 Pfennig, für 40 Pfennig,
für 45 Pfennig, für 50 Pfennig,
für 55 Pfennig, für 60 Pfennig,
für 65 Pfennig, für 70 Pfennig,
für 75 Pfennig, für 80 Pfennig,
für 85 Pfennig, für 90 Pfennig,
für 95 Pfennig, für 1 Mark.

Samstag-Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 427. — Jahrg. 190. | Halle a. S., Dienstag 13. September 1898. | Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. | Bezugspreis: Berlin SW., Bernburgerstr. 3.

Zur Ermordung der Kaiserin von Oesterreich

Schreiben die „N. N.“ an der Spitze des Blattes offiziell: Alle Schenlichkeiten, womit der Anarchismus der That sein Schuldlosig machen will, die Menschheit bereits betraf hat, werden durch den rühmlichen Mordanschlag, den die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich zum Opfer gefallen, tief in den Schatten gestellt. Für das rühmliche Begreifen des italienischen Mordanschlags seitlich durch die letzte Vorwand der Befähigung durch ein „politisches“ Motiv. Der von dem Attentatverbreiter bei seiner Ergreifung und bei den ersten Vernehmungen zur Schau getragene Egoismus erfüllt das Herz jedes denkenden Menschen mit unlagendem Abscheu, und nur mit einer Umwandlung von Grauen blüht er in den Abgrund von Verwerflichkeit hinab, aus welcher der Anarchismus der That solche Tüfel in Menschengehalt wie Lucheni zu seinem Dienste heraufbeschwört. Das Genfer Attentat erhebt eine fürchterliche Aufgabe gegen den Geist der Zeit, der, angeführt durch die stetig und intensiv anschwellende Geistes- und Unwissenheit aller Völker seit Jahr und Tag über schändliche Thatgehehen nicht hinauskommt, bis weil er es nicht über sich gewinnen kann, mit männlichem Muth sich Rechenschaft von der wirklichen Sachlage zu geben und die naturgemäßen Schlussfolgerungen aus ihr zu ziehen. Eine falsche, verwerfliche, eine räuberische Aufstellung von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, die ganz willkürliche Forderung, sogar in dem verworfensten Freier die „Menschenwürde“ zu achten, hat uns dahin gebracht, daß auch unter dem Eindruck der empörenden Verbrechen die öffentliche Meinung ihr „moralisches“ Gleichgewicht relativ wieder findet, daß sie dem armen Opfer des Verbrechens vielleicht einige konventionelle Mitgeföhlsbewegungen zuwendet, aber in jedem Falle mit antipathetischem Interesse darüber nachdenkt, daß der Verbreiter nur ja nicht um ein Atom rauber angefaßt wird, als es in den Rahmen einer Theorie paßt, die überhaupt keine Verbreiter, sondern nur willensfreie, psychopathologische Bildungsanomalien des gesellschaftlichen Organismus anerkennt. Unter dem Regime dieser Legirnung hatte die denkbare krafftigen Materialismus predigende Umhurpropaganda schon im vorhin genannten Spiel; sie legte sie nach Lage der Umstände und der Wichtigkeit des nationalen Temperaments ihr Leben in vielfach abgefeilte praktische Erscheinungsformen um, von dem „wissenschaftlichen Sozialismus“ eines Marx und Engels bis zu den Sprengbomben der Spanier, dem Dolch oder dem Stillet der italienischen Anarchisten. Die erschütternde Tragödie, welche sich jetzt in Genf abgepielt hat, hält der heutigen Gesellschaft einen Spiegel vor, aus welcher ihr das gleisende Bild ihrer Theorie von Verbrechen und Verbreitern in medienfähiger Verzerrung entgegenstrahlt. Einer gegallenen stillen Kraftentregung, einer Zusammenfassung aller Willenskräfte wird es bedürfen, wenn sich die Gesellschaft endlich aus dem Banden einer Schamlosigkeit befreien soll, welche durch ihre Geneigtheit, dem Verbreiter sein Verbrechen selbst gleichsam als mildern Umstand in Anrechnung zu bringen, recht eigentlich die Sozialdemokratie und deren Zwillingsbrüder, den Anarchismus, hat groß züchten helfen. Das Stillet Luchenis sucht und fand ein Opfer, welches durch seinen Rang auf die höchsten Höhen der Menschheit gestellt war. Aber die Würdigung der Umhurfanatiker bedroht in letzter Linie jeden, der sich über das Niveau des Böbels erhebt. Die Thaten der Caserio, Lucheni und Bremer sind verurtheilte Ergebnisse Vorläufer des von der Zwillingsbrüder der Anarchie der Sozialdemokratie, verwerflichen Nihilismus, der die Gesamtheit des Völkens in sich zu verfallenden bestimmt ist. Die Ermordung der Kaiserin Elisabeth, der ihr auf dem Fuße gefolgte Empörungsaufschrei der ganzen gestellten Menschheit reden ein Wenetel, dessen konsequente Nichtachtung die Rechtshaberei auch jetzt noch der Verhängung wirksamer Abwehrmaßregeln gegen den Umhur opponieren sollten, mit einer fürchterlichen Verantwortung beladen würde!

Der deutsche „Reichsanzeiger“ schreibt zum Tode der Kaiserin an der Spitze seines nichtmännlichen Theils: Seine Majestät der Kaiser stellt sich mit den Fürsten und Freien Städten des Reichs wie mit dem ganzen deutschen Volk in innigster Theilnahme an dem namenlosen Unthat geist, das über den allerbittersten Kaiser Franz Josef und über die Wälder des verbündeten Oesterreichs Unzart hereinbrochen ist. Mit der tief schmerzlichen Trauer um die ihrem hohen Gemuth und ihrem Range so früh entzogene edle Fürstin aus vertheidigt sich die allgemeine Empörung gegen den feigen Mörder, der den Boden der befreundeten Schweiz durch die schandvolle That des Anarchismus entweiht konnte.“

Ueber die Eintragung und Aufzählung der Leiche der Kaiserin haben wir in der gestrigen Abend-Ausgabe der „Holl. Ztg.“ bereits berichtet. Am Montag hat in Genf eine

Trauerfeier stattgefunden, an der sich die gesamte Bevölkerung ohne Unterschied des Standes und der Nationalität betheiligte. Die Kundgebung verlief in großartiger Weise. Seit 10 Uhr waren alle Straßen in der Nähe der Place des Alpes gesperrt; gegen Mittag setzte sich der Zug in Bewegung, um vor dem Hotel Beau Rivage zu befehlen. Der feierliche Zug bestand aus großer Gala und Künftlers der Regierung in weißen Schürzen in den Nationalfarben eröffnet. In der ersten Reihe gingen der Präsident der Kantonalregierung, der Präsident des gegebenden Körpers des Kantons und der Generalprokurator. Ihnen folgten die Mitglieder der Regierung, des gegebenden Körpers, der Gerichtsbehörden, das Kommandoförps, die Municipalbeholden der Stadt Genf, sämtliche Bürgermeister und Beigeordneten der Ortshafte des Kantons und eine große Volksmenge, welche man auf 30 000 Personen schätzte. Auf der Terrasse des Hotels hatten die österreichischen Herren Aufstellung genommen, welche bereits häufig und häufig erschüttert dieser großartigen Kundgebung beizuhören und sich bei dem Beieinander der Behörden verweigerten. Alle Glocken der Stadt läuteten, fast sämtliche Büreaus und Geschäfte waren geschlossen; es herrschte wahrhaft nationale Trauer.

Die Reihenfolge der Trauerereignisse ist nun folgendermaßen festgelegt: Gestern erfolgte die Aufzählung der Leiche, heute früh findet die Anstiftung der Abordnung des kaiserlichen Hofes aus Wien statt; Mittwoch werden früh Morgens unter Teilnahme der schweizerischen Bundesfunktionäre unter militärischen Ehrenbezeugungen die Einsegnung und die Ueberführung des Sarges zur Bahn vorgenommen. Der Mörder der Kaiserin trägt noch wie vor eine ganz und gar beispiellose Freiheit zur Schau. Alle an ihn gerichteten Fragen beantwortet er mit offenem Spott und mit einem Egoismus, der selbst bei einem so verbrecherischen Schurken in Erfolge setzt. Es wird darüber berichtet:

Das Gestankig Saint Antoine in der oberen Stadt Genf wird aufs schärfste bewacht. Verdächtiges Volk war gestern im Umkreis des Gefängnisses zu sehen. Die Polizei sucht vor nicht an die Exzellenz eines Komplottes, aber Suchen war nicht ohne und rühmlich, dabei glaubt man, daß Mitarbeiter des Anlasses in Genf existieren. Als Kommissar Bueret die Jelle des Mörders betrat, bestellte Lucheni einen leinwilligen Brief an den Generalkonzele. Lucheni sagte, als ihm die Jelle vorgelesen wurde: „Das ist mein Eigentum, aber ich soñe es Euch.“ Der Kommissar wollte über die Vergangenheit Luchenis, namentlich über dessen Aufenthalt in Triest 1894, Einiges erfahren. Lucheni beantwortete, jede ihm unwillkommene Frage ganz verkehrt, wie ein Dieb, aber die Wälder ist sofort merkwürdig. Lucheni wird von dem Genf Wälder abgeurteilt worden und nicht von den Wälden in Bern, wie es anfangs hieß.

Ueber die Person des Mörders liegen folgende Telegramme vor:

Lausanne, 13. September. Am 19. August suchte hier ein Gehilfenjunge einen italienischen Anarchisten. Zum Teil ein Individuum wegen seines merkwürdigen Gesichts an dem öffentlichen Promenade auf einer Bank lag. Der Anwalt fragte ihm, was er hier thue und wer er sei. Hierbei bemerkte der Anwalt, daß er gedruckte Papiere in der Tasche hatte. „Was ist das?“ fragte er den Mann und nahm das Papier. „Es waren anarchische Briefe.“ Auf den Blättern stand der Name Lucheni. Die Polizeidirektion des Kantons Neuchâtel machte den Bundesanwalt in Bern sofort auf das gefährliche Individuum aufmerksam. Von Bern wurde ohne Verweilen an die Polizei in Lausanne gegeben. Man hätte in diesem Moment Lucheni aus der Schweiz als notorischen und gefährlichen Anarchisten verweisen können. Da vom Bundesanwalt aber keine Drohs hierzu gegeben wurden, ließ man Lucheni in Lausanne frei laufen.

Rom, 13. September. Dorigo San Donino, des Mörders Gemahl, ist der Hauptort des unteren Vares und ein Stig des extremsten Anarchismus. Lucheni war 1896 nach in Afrika und kehrte mit wegen seines gefährlichen Charakters zurückgekehrt, wurde er wegen seiner anarchischen Umtriebe so überwacht, daß es es vorzog, auszuwandern.

Lausanne, 13. Sept. Alle hier veranfaßten Nachforschungen bezüglich der Beziehungen, welche Lucheni während seines hiesigen Aufenthaltes unterhielt, haben ebenmäßig wie eine in seiner Wohnung gefundene Hausaufgabe irgend welche Anzeichen dafür ergeben, daß der Mörder Mithandlung geübt habe.

Paris, 12. September. Der „Liberte“ zufolge erlauchte die Sicherheitsbehörde die Genf Polizei um genaue Informationen über den Attentat, um festzustellen, ob derselbe ebenfalls sei mit Riccio Lucheni, dessen Treiben in Paris und Marseille vor einigen Monaten signalisiert worden ist. Die Gehilfenjunge setzt die Nachforschungen fort, ob der Attentäter mit dem hiesigen Anarchisten in Verbindung gestanden habe. Mehrere Anarchisten, welche sich nicht mehr sicher fühlen, sollen gestern Abend, andere heute früh Paris verlassen haben.

Paris, 12. September. Die „Neue Freie Presse“ bringt nachfolgende Befragung des Mörders Lucheni: Lucheni ist untreue, von mittelgroßer Gestalt, sehr kräftig und gelant. Sein Gesicht ist gelant; er hat einen braunen Schurzenhauch. Nach der der italienischen Arbeiter trägt er ein blaues Wollhemd und dunklen Anzug. — Mehrere Aufseher erzählen, sie hätten in den letzten Tagen verdächtig aussehende Individuen in der Nähe des Hotels Beau Rivage gesehen. Freitag seien der Kaiserin drei Männer aus Genf und Freitag gefolgt. — Es verlautet hier, daß die französische Regierung schon

vor einigen Wochen von hier und von anderer Seite unterrichtet worden sei, daß die Anarchisten ein Attentat vorbereiteten. Man wußte aber nicht, gegen wen. Die französische Regierung hat, wie üblich, den Fall nicht in Hof daran verhängt und auch für die Sicherheit des Präsidenten keine Vorkehrungen getroffen.

Es dürfte vielfach Verwunderung erregen haben, daß die ins Herz getroffene Kaiserin noch einige Zeit sich aufrecht zu erhalten und eine Strecke Weges zurückzulegen vermochte. Die Kaiserin glaubt, und wohl mit gutem Recht, daß ein Leben wie von ihm gefällt enden müßte, dessen edelsten Stig der Vorfall getroffen. Der langjährige Präsident des Hofes, von Vergangen in Berlin und nunmehrige Leiter seiner Privat-Klinik Dr. Rezer hat sich hierüber zu einem Mitarbeiter des „N.“ in folgender Weise geäußert:

„Sie müssen festhalten, daß das Herz an seiner linken Kammer verlegt wurde. Das ist die ganze Erklärung, denn die linke Kammer bildet den häuften muskulösen Teil dieses Organs. Vermoße dieser starken Muskulatur hat das Herz sich zum Ausweichen auch die Wunde immer wieder geschlossen. So ist die Verletzung viel langsamer von sich gegangen, als dies bei der Verletzung eines anderen Teiles des Herzens geschehen wäre. Das die Kaiserin keine Schmerzen empfunden, ist sehr möglich, denn sie hat durch Enttäufung infolge der Verletzung. Sie wurde schwächer und schwächer und schlammte fort hinüber.“

Die Gattin des Befehlers des Hotels Beau Rivage erzählte über die letzten Augenblicke der Kaiserin Elisabeth noch folgende Einzelheiten:

„Es war zwei Uhr, als man die Kaiserin auf einer Tragbare ins Hotel brachte und in das Schlafkammer trug. Man berief mich zur Hilfeleistung. Wir ließen die betette zum Tode gehen. Die Kaiserin war sehr ruhig und hatte einen sehr feinen und einen angenehmen blauen Blauschatten. Am Körper war eine kleine Wunde, aber kein Blut sichtbar. Ein Koffer rief die Dräin Staran: „Die Kaiserin ist erloschen worden.“ Die Kaiserin lag todähnlich, mit geschlossenen Augen da. Bald nachdem sie niedergelegt worden war, ließ sie zwei tiefe Seufzer aus. Das waren ihre letzten Lebenszeichen. Sie lag ruhig auf der Tragbare wie eine Schlafende. Schon als wir sie aus dem Hotel trugen, sah sie kein Lebenszeichen mehr.“

Der Kaiser erzählt, die Kaiserin habe vor nicht langer Zeit zu ihm gesagt: „Was ich wünsche ist, ein rascher, schmerzloser Tod. Es möchte mir in meinem Alter geschehen.“

Allgemein bewundern man die Geföhls- und tiefe Ergebenheit des unglücklichen Kaisers Franz Josef. Wie das „Neue Wiener Tagblatt“ meldet, wohnte der Kaiser mit seinen Töchtern, den Erzherzoginnen Gisela und Maria Valeria gestern früh der Messe in der Schönbrunn-Schloßkapelle bei. Während derselben wurde wiederholtes heftiges Schluchzen vernommen. Am Sonntag that der Kaiser die Kaiserin: „Mein Göttertrauen verliere ich nicht, und sprech den Wunsch aus, in Anse dieser Woche die Leiche abzugeben.“ Der Kaiser theilt weitergeben eine Stelle aus dem letzten Briefe mit, in welchem die Veremigte schrieb, daß sie sich gerade jetzt wohl fühle und sich freue, in den allernächsten Tagen nach Wien zu kommen, um an der Jubiläumfeier teilzunehmen. — Der Kaiser erlebte die Staatsgeföhls ohne Unterbrechung mit dem gleichen Willkürer wie zuvor. Die Erhebung der massenhaft einlaufenden Trauerbezeugungen hat der Kaiser sich persönlich vorbehalten.

Der Kaiser hat dem schweizerischen Bundesrathe folgendes Telegramm zugesandt lassen:

„Ziel gerührt durch die in so warmer Weise ausgesprochenen Geföhls innigen Beileids dankte ich dem Bundesrathe und dem ganzen Schweizervolke aus vollstem Geizur für die Anteilnahme an dem hohen Schmerz, den der unerlöschliche Mordanschlag der Verletzung über mich verhängt hat.“

In der gestrigen außerordentlichen Gemeinderathssitzung zu Wien hielt Bürgermeister Dr. Queger der vereinigten Kaiserin einen von der Verammlung stehend angehörtens fünfjüngeren Nachruf. Redner schloß mit dem Wunsche, daß dieser Schicksalsfall für den allgeliebten Kaiser der letzte sei und Gott ihm Kraft und Stärke verleihe, denselben zu ertragen. „Gott laße seine göttliche Gnade leuchten über den vielgeliebten schwergeprüften Kaiser, das Herrscherthum und Vaterland.“ Der Gemeinderath beileidete seine tiefe Trauer dem Kaiser in geeigneter Weise zur Kenntnis zu bringen und die Segnungen bis zur völligen Beendigung der Trauerfeierlichkeiten aufzugeben.

Prinz Leopold von Bayern und seine Gemahlin, Erzherzogin Gisela, Prinz Georg von Bayern, die Erzherzogin Ottilie und Rainier mit Gemahlinen, sowie Erzherzogin Maria Theresia nebst Tochter, sind in Wien eingetroffen und stellten dem Kaiser Beileidsbejude ab. Der Separatratg auf die Einholung der Leiche ist mit dem Oberhofmeister Bellegarde und dem Kammerpersonal Sonntag Abend nach Genf abgegangen. Am Freitag und Sonnabend wird dem Publikum der Zutritt zur Aufzählung gestattet sein. Die Verlegung findet Sonnabend Nachmittag 4 Uhr statt.

Der deutsche Reichsanzeiger führt zu Sodenlohe und der Staatsanwalter des Reichs v. Witten in London theilnehmend Beileidsbezeugungen. Auch die Mitglieder des Reichs der anderen Staaten gaben ihrem Beileid Ausdruck. Die Mitglieder des diplomatischen Korps erschienen persönlich zu dem



[Nachdruck verboten.]

Das Geheimniß von Birkenried.

14) Roman von Carl Ed. Klopfer.

„Halte an Dich und überlege!“ mahnte Hermann ſich hier abermals. „Sie könnten geſund werden, wenn ich wollte,“ ſagte er dann.

„Ich weiß, Sie brauchen es mir nur zu befehlen. Aber bitte, thun Sie das nicht!“

„O, Sie ſollen geſund werden, Sie müſſen geſund werden! Warum ſträuben Sie ſich dagegen?“

„Eglantine hat ihren Eltern verſprochen, bald zu ihnen in den Himmel zu kommen.“

Hermann biß ſich auf die Lippe. Eine mitleidige Nührung ſuchte in ihm auf. Mit um ſo größerer Energie beharrte er dann jedoch auf dem Vorſatze, nur den Verſtand zu Worte kommen zu laſſen. Nein, überſpannte Herzensregungen mußten, wenigſtens vorläufig, ganz und gar aus dem Spiele bleiben!

„Das iſt Kinderei!“ ſagte er ſtreng. „Wie konnte Eglantine etwas verſprechen, was einem Selbſtmord gleichkommt, und wie kann ſie einem ſolchen thörichten Thun die Bedeutung eines heiligen Gelübdes beimeſſen?“

„Sie folgt damit nur dem Beispieler ihrer armen Mutter. Der Vater fiel im Kriege vor Paris, und die Mutter ſtieg ihm ein Jahr ſpäter in's Grab nach; die Leute ſagen, ſie ſei aus Gram um ihn geſtorben, und er habe ſie geholt.“

„Ja, ja, Geſchwäg der Dienſtboten, wie es einer Kindesfeele ſchon ſo oft zum Verhängniß geworden iſt.“

„Ach, bitte, ſchelten Sie nicht ſo!“ küſelte die Schlafende verſchüchtert.

„Und Eglantine muß dieſes ſogenannte Gelübde, das ſie in kindiſchem Unverſtand als bindend abgelegt zu haben glaubt, doch auch ſchmerzlich empfinden, da Sie ja ſagen, es bereite ihr Kummer, den vermeintlich ſicheren baldigen Tod vor Augen zu haben?“

„Ja, ja,“ hauchte das Mädchen.

„Jetzt würde ſie alſo lieber nicht ſterben?“

Eglantine gab keine Antwort.

„Sprechen Sie doch!“ befahl er herrlich. „Warum würde Eglantine nun leben mögen?“

„Weil ſie — liebt,“ kam es kaum hörbar von den keuſchen Mädchenlippen.

„Ah! Den Baron Brünow?“

„Ja — ihn!“

„Und dennoch weiſen Sie ſeine Werbung zurück?“

„Mein Gott! Kann ich denn anders? Was ſoll ihm eine Todeskandidatin? Eglantine muß ja nun ſterben, daran iſt nichts mehr zu ändern.“

Hermann nickte. Jetzt verſtand er ihre Haltung dem Baron gegenüber vollkommen. Sie liebte ihn und durfte es ihn nicht ahnen laſſen, denn ſie konnte wohl vorausſetzen, daß er ſie unangeſehen beſtürmen und ihr das Geheimniß, die Urſachen

der Verweigerung eines Ehebundes entreißen würde, ja, daß er dieſe Urſachen vielleicht gar nicht gelten laſſen würde. Und da glaubte ſie, ſtark ſein zu müſſen, weil er keine „Todeskandidatin“ heimführen durfte.

Es ergriff ihn plötzlich mit wüthender Eiferſucht! Warum die Liebe dieſes reizenden Geſchöpfes einem Manne gönnen, den ſie nach der Lage der Dinge doch nie erfreuen ſollte? Er ſelbſt, er war der Einzige, der ſie retten konnte. Und ſollte er ſie retten, um ſie Jenem in die Arme zu führen? Freilich, der Freiherr würde es wohl zu lohnen wiſſen, wenn er ſeiner Hülfskunft eine liebende, ſchöne Braut zu verdanken hätte, ein geſundes, friſches Weib, das ihm blühende Kinder als Erben ſeines Namens ſchenken könnte. Und eine reiche Mitgift war ja auch dabei und ſpäter beim Tode der Gräfin, das ganze Vermögen der Ebersperge — das heißt, wenn die Wittwe Morawski's dabei beharrte, ihren Sohn nicht anerkennen zu wollen. Und wirklich, das ſchien ihr feſter Entſchluß . . .

Hermann drückte die Faust an die Stirne. „Daß ich ein Narr wäre!“ durchzuckte es ihn. „Wenn ich die dem Tode Entgegengehende dem Grabe entreiße, dann iſt ſie mein Geſchöpf, und das will ich auch für mich behalten!“

Schon ſtand er im Begriff, ſich mit dieſem Entſchluß an die Hypnotiſirte zu wenden, da rief er ſich zum dritten Male zur Vorſicht.

Es galt auf's Gründlichſte zu überlegen. Und er konnte ja ruhig warten, er brauchte nichts zu überſtürzen; eine ſpättere Gelegenheit, dieſen ihm unterthanen Willen aufs Neue zu bannen, würde ſich leicht finden laſſen. Seine Erfahrungen hatten ihn zudem auch gelehrt, daß die „Suggeſtibilität“ der Hypnotiſchen mit jeder Wiederholung der Einſchläferung zunimmt. Um ſo ſicherer war er dann ſeiner Sache.

„Erwachen Sie!“ ſagte er und blies gegen ihre Stirne.

Augenblicklich erhob ſich Eglantine, durchaus nicht wie aus einem Schlaf erwachend, und ſprach, als ob er ſein Spiel eben jetzt erſt unterbrochen hätte: „Warum ſpielen Sie nicht weiter? Sie ſehen doch, ich war bereit, Ihnen ohne weitere Erregung zuzuhören.“

Hermann ſakete ſich raſch genug, um ihr nicht weniger unbefangen antworten zu können:

„Ich habe den letzten Theil nicht mehr völlig im Gedächtniß, und dann — fürchte ich doch, daß es Ihnen nicht gut thut, ſo ſtill zu ſitzen und ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ein Muſikſtück zu konzentriren, das . . .“

Sie lächelte. „Gefallen Sie ſich auch in der ſigen Idee, mich durchaus krank zu finden?“

„Wer thut das noch?“ fragte er raſch.

Sie erröthete und entgegnete ausweichend: „Nun, im Penſionat war es die Vorſteherin, die dieſen thörichten Gedanken ausgeheckt hat. Sie hat der Tante darum den Rath gegeben, mich, eine Fünfzehnjährige, die noch ſehr des Unterrichts bedurft hätte, aus der Schule zu nehmen — und hier wurden mir die Bücher verboten.“

„Und man that Recht daran,“ ſagte er im verweiſenden Tone eines ſtrengen Arztes. „Ich finde, man iſt noch viel zu

forglös und es wird in Ihrer Pflege und Diät viel versäumt. Freilich sind Sie am meisten selbst schuld; Sie täuschen Ihre Umgebung geküßentlich.“

Da richtete sie sich stolz auf. „Wer sagt Ihnen das? Und wenn ich es thäte, so könnte ich Ihnen kein Recht einräumen, mir Ihre Rathschläge aufzunöthigen.“

Es war aber doch weniger Entrüstung, als Be- stürzung über seinen anscheinenden ärztlichen Scharfblick, was sie bewog, ihm den Rücken zu kehren und sich eilig zu ent- fernen.

„Vortrefflich!“ murmelte er mit Genugthuung, als sie in der Sakristei verschwand.

Er schloß das Harmonium und verließ hierauf gleichfalls die Kapelle.

Fünftes Kapitel.

Eglantine lief behende über den Hof, durch die Einfahrt, die Treppe hinan nach ihren Zimmern. Erst da angelangt, hielt sie inne und preßte die Hand auf das hoch klopfende Herz. Warum war ihr auf einmal so angst geworden da drüben in der Kapelle? Was mußte dieser Herr Bloch denken, als er sie so plötzlich entfliehen sah, gerade als fürchte sie sich vor ihm! Und sie hatte ihm doch eine hochmüthige Zurückweisung seiner angebetenen Rathschläge gegenüber zu Theil werden lassen wollen. Wie sich der Mann aber auch hatte erkönnen können, ihr im Tone eines strengen Hofmeisters vorzuwerfen, daß sie ihre Umgebung täusche! Worin denn? Mit ihrer Krankheit — hatte er wirklich nur das gemeint? Hatte er nicht so aus- gesehen, als wisse er noch weit mehr von dem, was sie in sich verschlossen hielt? Da schoß ihr das Blut zu Kopf. Vergeblich sagte sie sich, daß es doch unsinnig sei, anzunehmen, daß er etwas von ihren Gefühlen für Hans v. Brünow errathen habe. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, daß der Mensch mit seinem durchdringenden Blick das große Geheimniß in ihrer Brust gelesen habe. Und je eifriger sie sich das auszureden versuchte, desto banger wurde ihr. Es war ihr, als müsse sie vor diesem Manne Schutz suchen, noch weiter vor ihm fliehen — wohin? Ach, an eine treue, starke Brust, die ihr Stütze bot, die sie wärmte und bettete wie ein scheues Kind. Und — ja, sie wußte, wie sie diese Brust gefunden hätte, den Arm, der sie liebend umschlungen und gehalten und jede Verfolgung von ihr abgewehrt hätte. Schon bei dem Gedanken an diesen sicheren Hort wurde ihr Herz ruhiger. Und warum durfte sie diesen heiß ersehnten Schutz nicht auffuchen, da sie den Weg dahin doch so gut kannte?

Sie mußte sich wirklich erst darauf besinnen, was sie ab- hielt. Doch freilich, freilich, sie hatte sich's ja oft genug vor- gehalten in den schlaflosen Nächten, in denen sie ihr Kissen mit Thränen benetzte und der Name „Hans“ auf ihren bebenden Lippen schwebte. Die erste Berührung seiner Hand hatte den Keim dieser schmerzvollen, unglückseligen Liebe in ihre Seele geworfen. Und jetzt glaubt sie, es läge schon ein langer Zeit- raum seitdem hinter ihr. Sie glaubte schon halb und halb verwunden zu haben, und nun auf einmal dieser böse Rückfall? Und was das Merkwürdigste dabei war: die Gründe, die sie dem Zuge ihres Herzens als Hindernisse entgegenschleudert hatte, sie wollten nun auf einmal nicht mehr so recht verfangen. Waren sie denn nicht mehr vorhanden, waren sie geringfügiger geworden? Laß doch sehen! — „Du mußt ja sterben!“ — Wer sagt das?

Sie warf den Kopf auf und sah um sich, als hätte das wirklich ein böser Feind hinter ihr gesprochen, ein Dämon, gegen den sie sich aus allen Kräften wehren wollte.

Dann legte sie die Finger an die Schläfen und ließ sich in einen Polsterstuhl nieder, ernstlich überlegend, warum ihr denn der baldige Tod als so gewiß und unausweichlich er-

schiienen war. War es denn so ausgemacht? Waren nicht Leute vom Sterbelager aufgestanden und wider Erwarten aller Aerzte genesen? Und ihr hatte ja noch kein Arzt so ein Todes- urtheil gesprochen. Warum hatte sie sich ein solches also so in den Kopf gesetzt? Dem! nach! — Da sah sie die Mutter im Sarge, sah sich davor knien und den letzten Kuß auf die kalten Lippen drücken. Ja, sie war dahin, die Theure, über alle Maßen Geliebte, dahin für immer! — Seltsam, daß sie sich erst jetzt so recht eigentlich entfernt von dieser lieben Todten fühlte! Sie hatte mit ihr bisher in einer eigenthüm- lichen Verbindung gestanden; die Trennung war ihr nur wie eine vorübergehende erschienen, ihr eigenes Erdendasein als etwas Interimistisches, ihre eigentliche Heimath hatte sie schon „da drüben“ gewußt, wo sie mit der Mutter wieder zusammen- treffen sollte, und bald, gar bald . . . Und jetzt — war es nicht, als ob dieses Band mit einem Male zerrissen wäre, als ob ihr die geliebte Tode zum zweiten Male und erst jetzt so eigentlich gestorben wäre? Wie kam das nur, wie kam das nur? Hatte sie denn der Mutter nicht gelobt, ihr nachzufolgen, sobald sie rufen würde? Und dieser Ruf, der ihr täglich deut- licher im Ohre geklungen, war er nicht plötzlich verstummt? Fürnte ihr die Mutter, daß sie so durchaus von ihr gewichen war? Nein, nein. Eglantine war es vielmehr, als könne sie die Todte über ihr lächeln sehen. „Ein frommes, aber kindisch thörichtes Gelübde, und eine Sünde, wenn Du Dich bei erwachender Vernunft noch länger daran klammern wolltest!“ Wer blies ihr das ein? Warum war sie niemals noch auf dieses klare, einfache, packende Wort gekommen, das sie plötzlich mit einem ganz neuen Geist besetzte, gerade so, als wäre die gegenwärtige Minute die Scheidegrenze zwischen einer traumbefangenen Kindheit und einer geistigen Reife? Die Freude am Sterben, die sie in sich förmlich gehätschelt und aufgezogen hatte, die war freilich schon gewichen, als die Liebe bei ihr eingezogen war, aber Freude am Leben, Glaube an das Leben hatte sie ihr bislang nicht einzuslößen vermocht. Doch jetzt — war das nicht wilde, unbändige Sehnsucht nach gesundem, übersprudelndem Leben, was sie da ergriff? Leben, ja leben, um zu lieben, glücklich zu werden und zu be- glücken!

Sie eilte an's Fenster und lehnte sich hinaus. Da im Schloßhofe, der nach Osten ging, herrschte schon starke Dämmerung, in welche der Mond seine ersten leuchtenden Strahlen warf.

Eglantine athmete die balsamische Luft mit durstigen Zügen ein. Horch! war das nicht der Schlag einer Nachtigall aus dem mächtigen Dickicht des Parkes her?

Da wurde sie durch ein polterndes Geräusch gestört. Das war ein Wagen, der durch die Thoreinfahrt rollte. Ja freilich, die Tante war's, die heimkam, aber nicht allein, sondern die Baronin Brünow saß an ihrer Seite! Was viel dieser un- vorsichtigen alten Frau nur ein, so spät noch mit herüber zu kommen.

Eglantine fühlte sich sehr unbehaglich. Die Kraft, die sie eben noch in ihren Gliedern gespürt zu haben meinte, schien sich verflüchtigen zu wollen. Nein, nein, sie wollte die Baronin nicht sehen, wenigstens jetzt nicht! Sie war nicht im Stande, ihr ruhig entgegenzutreten.

Aber bald kehrte die Besonnenheit zurück. Sie mußte sich sagen, daß sie gerade durch ihre Zurückgezogenheit Anlaß bieten würde, sie aufzusuchen und nach dem Grunde ihres Benehmens zu fragen. Sie konnte unmöglich dem ausweichen, den Gast des Hauses zu begrüßen.

(Fortsetzung folgt.)

Das arabische Viertel in Algier.

Mag man einen Franzosentopf und einen Arabertopf noch so lange in demselben Kessel kochen, ihr Saft wird sich nie vereinigen. So drückte sich vor Jahren einer der gewiegtesten Vizirkatoren von Algerien aus, Marschall Bugeaud. Noch heute hat dieser allerdings sehr derbe Kraftausdruck seine Gültigkeit. Der Beleg dafür liegt in der Stadt selbst. Algier ist, kurz ausgedrückt, ein schräg aufsteigendes Dreieck mit europäischer Basis und arabischer Spitze. Fast wie mit dem Messer abgegriffen erscheint vom Meere aus die Grenze zwischen der Neustadt und der Altstadt. Wen die Geheimnisse des eingeborenen Lebens nicht reizen, der bleibe diesseit der Grenze innerhalb der Regierungen der westländischen Gesittung; sonst bringt ihn vom Regierungsplatze aus ein kurzer Aufstieg, wenige Treppen, von Europa nach Afrika. Ueber 60 Jahre schon sind verfloßen, seit die Franzosen Algier eroberten und den letzten Bey, Hussein Pascha, mitsammt seinem Harem und den Türken weggeschafften, und noch hat sich in dem einstigen Biratenortel wenig verändert. Die Ringmauer ward zwar durchlöchert, läßt Luft und Licht ein, aber dem ferneren Eindringen des Fortschritts setzt der Mohamedaner den passiven Widerstand seiner Natur und seines Glaubens entgegen. Gleichgültig schaut er, nachdem Allah es so gewollt, auf die Franzosen und ihre Werke, auf ihre prächtigen Kaffeehäuser, ihre Miethpaläste, ihre Kasernen und elektrischen Trambahnen; sie sind da, es geht nicht anders, aber sie zu bewundern, kommt ihm nicht in den Sinn. Hat er das Wenige, das für den Lebensunterhalt ausreicht, so setzt er sich auf die Bank oder die Winkenmatte seines Cafés, raucht und brüht, denkt an die Prophezeiung eines Marabu, der einen glücklichen Krieg gegen die Ungläubigen in Aussicht gestellt, denkt an eine Wallfahrt nach Mekka oder denkt meist gar nichts. Sein Wunsch ist, nicht weiter befestigt zu werden. Er weiß, daß es mit der früheren Herrlichkeit vorbei ist; nicht mehr gehört ihm die Stadt, nicht mehr das Meer, nur einige Moscheen sind ihm geblieben; sein Kadi besitzt nur noch eine beschränkte Gerichtsbarkeit; aber das Wenige, was noch vorhanden, will er behalten, so wie es ist, in aller Einfachheit und Erbarmlichkeit, möglichst verborgen vor den Augen der Christen. Daher liebt er die engen Gäßchen der aufsteigenden Altstadt; ohne Plan reißt sich dort ein Häuschen an's andere an, in allen Winkeln durchschneiden sich die Durchgänge, ein Labyrinth, nur für den Eingeweihten entwirrbar; das Pflaster ist holperig, die Gerüche unausstehlich; aber so ist es, so möge es bleiben. Das Paradies, das Mohamed dem guten Moslem verheißt, entschädigt ihn für Alles. Immer noch giebt es in der Stadt wohlhabende Araber; hinter der unscheinbaren Eingangspforte ihrer Häuser dehnt sich ein offener maurischer Hof aus und sie besitzen einen Harem mit mehreren Frauen. Der gewöhnliche Araber indessen ist bettelarm, er kann kaum eine einzige Frau ernähren und ist daher meist ein gezerruener Hagenfisch; seine Schlafstelle ist die Bank des Kaffeehauses, sein Toilettenzimmer der Brunnen der Moschee, sein einziger Besitz der weiße Burnus.

Ist es bei dieser Gemüthsverfassung noch zu verwundern, wenn am Schlusse dieses Jahrhunderts das arabische Viertel so ziemlich genau die Türkenstadt aus dem Anfange des Jahrhunderts wieder spiegelt? Man denke sich nur in der Kasbah statt der jetzigen Turcos und Zuanen härtebige Janitscharen und die Zeittäuschung ist überraschend. Wie damals, so schreitet heute der Araber in seinem weißen Burnus langsam und fest die Steinstufen hinan, zwängt sich mit Gemüßen beladen mühsam der Gel durch die engen Gassen, hocken die Mauren an ihren Verkaufsläden, dreht die Frau sich nach der Wand zu, wenn des Christen Blick auf sie fällt. Die oben genannte Kasbah, die einstige Zwingsburg Algiers, krönt die Spitze des Häuserdreiecks, ein schwerer achteckiger Ziegelbau, ehemals der Palast des Dens, jetzt eine Kaserne. Kaum sollte man es ihm ansehen, daß es einst die Stätte des höchsten orientalischen Luxus gemessen, einen wunderbaren säulen- und brunnenreichen Harem enthielt und, so übertrieben es auch klingen mag, von Gold und Edelsteinen, gleich Abbins Brots, förmlich strotzte; hier häufte sich eben die Beute des bevorrechteten Räubers, des Dens, auf. Nach beiden Seiten hin führen von der Kasbah angefaßt des blauen Meeres anmuthige Waldwege unter Delbäumen und Cypressen über luftige Höhen, für die Haremsdamen des Dens beliebte Spaziergänge. Und alles dies büßte er ein durch den Fächer Schlag, den er im April 1827 dem französischen Konjul verlegte. Die Konjulen meldeten sich beim Beiratsfeste mit den üblichen Glückwünschen; der Franzose gab

ihm hochfahrende Antworten; der Bey vergaß sich und verwechselte des Konjuls Gesicht mit den Fliegen, für die der Fächer bestimmt war: die Folge war der Feldzug von 1830. Einem Christen hätte der Verlust des unvergleichlichen Besitzes das Herz abgedrückt; für den Moslem aber hatte das Gesicht gesprochen; Hussein Pascha bestieg ruhig und ergeben sein Schiff, und in Algier verorgten die Araber mit ihren Lebensmitteln den Markt, als sei es stets so gewesen.

Was zwischen der Kasbah oben und der Rue Randon unten liegt, wird noch lange eine unerlöschliche Grundgrube für den Orientmaler abgeben; niemals verjagen die Motive. Eine einzige Straße, die Rue de la Kasbah, mit ihren 400 Stufen, ist eine Welt für sich. Mit dem Fuße stecht sie in einem europäischen Kaffeehause, wo Abends Kraftmenschen ihre Armmuskeln zeigen; mit dem Kopfe stößt sie an die Zwingsburg, und in der Mitte hgt sie Raum für alle Rundgebungen des arabischen Lebens. Um sie herum züngelt nach allen Richtungen das Gewirr der Gassen. Seit der Eroberung tragen diese Gassen französische Namen: Rue de Lion, de la Grasse, de la Gruce, de Kleber, des Pyramides; es giebt sogar, wie in Paris, eine Rue du 4 Septembre, aber das Abendland sucht man dort nicht. Wie die Gassen sich kreuzen, lehrt ein Blick auf die Karte, beschreiben läßt es sich nicht. Bald öffnet sich eine lange Stiebtreppe, bald schließt es sich zu einer Sackgasse zusammen, bald wandelt man unter Gemöthen, bald unter vorpringenden Stocwerten; bald verengt sich der Weg, verneigen sich gegeneinander die Häuser; die oberen Theile sind mit Holzpfeilern gestützt; über den Kinnstein hinüber reicht man sich hüben und drüben die Hand; ein lieblicher Romeo bedarf hier keiner Strickleiter. Fensterlos sind die Häuser; ein kleiner vergitterter Ausguck genügt, um festzustellen, wer draußen kopft; denn geklopft wird oder gerufen, nicht geschellt; die Klingel gehört einer andern Bildungsstufe an. Huch, huch! Die Thür geht auf, die verschleierte Dame schlüpft ein; ins Schlafstiegt die Thür, der Neugierige ist um seine Würbe betrogen. Zuhorchen verlohnt sich nicht, Kindergeschrei und keifende Frauenstimmen gleichen sich überall. Wer dagegen in einem maurischen Hause Einlaß findet, der bestiege unmittelbar vor Sonnenuntergang des Daches Zinnen, die Terrasse. Die maurischen Wohnungen besitzen Dachterrassen mit Steinbrüstungen; ihre weiße Tünchung trägt wesentlich dazu bei, Algier den Namen der weißen Stadt zu geben. Auf der Terrasse erging sich früher, wenn die Gluth der Sonne abgenommen, unerschleiert der Harem; wehe dem Juden, dessen unheiliges Gesicht sich auf einem benachbarten Dache blicken ließ; sein Schickal war besiegelt. Auch heute noch trippeln dort mit klappernden Absätzen die Haremschönen, aber ihr Anblick ist nicht mehr tödtlich; sie ziehen den Schleier zusammen oder verschwinden, das ist für den Fremdling die empfindlichste Strafe. Von einer solchen Terrasse aus schweift das Auge über die abstürzende Stadt, über die Schiffe des Hafens, über die fischelförmige Bucht des Meeres, während der Abendfrische ein entzückender Aufenthalt.

Im Gesamtpanorama der Stadt fehlt das Kameel, so sehr es auch sonst den Gedankenkreis des Arabers ausfüllen soll; auf den Gemüspfad ist es undenkbar. Es fehlt ferner der Wasserträger; Wasser sprubelt eben allenthalben, auf der Höhe der Kasbah sowohl wie in der Tiefe des europäischen Viertels. Zahlreich waren daher bei der üppigen Wasserfülle von jeher die maurischen Bäder, und hübsch eingerichtet sind sie; freundlich winkt ihr Aushängeschild, schimmert Abends ihre Laterne im Dunkel der Frgänge. Dem Gange der Eingeborenen nach dem Rif, dem verschwommenen Nichtsthum, kommt das Bad liebevoll entgegen. Der Badegehülfe versteht sich auf den mohamedanischen Charakter, knetet und feigt den Körper monniglich ein und soll dazu eine eintönige Melodie brummen, die den Geist langsam einschläfert. Auf das Bad folgt als Fortsetzung des träumerischen Genusses die Bettung auf dem Polster bei Kaffee und Cigaretten; und schließlich, wenn der Badeknecht beim Anziehen behülfslich gewesen, führt der nächste Weg aus dem Bade in das maurische Kaffeehaus. Morgens baden die Damen, von Mittag bis nach Mitternacht das männliche Geschlecht; gegen elf Uhr Abends findet man das Bad noch gefüllt. Bei dem Namen des maurischen Kaffeehauses mag Manchem eine Fluth lieblicher Vorahnungen aufsteigen: schwellige Büfche, lässig hingegossene Odalisten, edelsteinbesetzte Tischbuis. Indessen mit unsern Kaffeepalästen verglichen ist das maurische Kaffeehaus eine kenne und schmutzige Spielunde. Die Einrichtung ist ein Triumph der Einfachheit; sie besteht aus Wandbänken, Winkenmatten und einem kleinen Kochherd.

hier und da zieht ein etwas wollüstiger Stich die Wand; der Araber achtet seiner nicht. In diesem Kaffeehause richtet sich Jeder auf dem denkbar bescheidensten Plätzchen ein, dehnt sich nach seiner individuellen Bequemlichkeit aus. Der Maure dockt, gleich dem Türken, mit untergeschlagenen Beinen oder liegt lang gestreckt auf dem Bauche; ein dritter setzt sich mit dem Rücken an die Wand, ein vierter legt sich zum Schlafe auf die Bank, ein fünfter schaut dem Spiele zu. Mittlerweile steht der Wirth vor seinem Herde mit dem Stiele seines Kupferkännchens in der Hand, läßt das braune Getränk aufkochen und gießt es in die Schälchen; einen Sou bezieht er dafür; giebt man ihm zwei Sous, so ist er im Stande, sich trotz seiner orientalischen Gleichgültigkeit zu verneigen. Wo draußen Raum ist, besonders auf der Place Randon, gegenüber der Synagoge, werden Bänkenmatten ausgebreitet, es schläft sich dort vortreflich, und das Margileh schmeckt dort besser. Für die musikalischen Bedürfnisse sorgt gelegentlich ein spanisches Orchester, von weitem schon erkennbar durch Getulache und Getrampel; tritt man näher, so entdeckt man einen Guitarrspieler, einen Fußtrampler und eine Händelschlägerin, die zugleich näselndes Wehgeschrei ausstößt. Auf der Place Randon übernimmt gemeinlich eine Jüdin die Rolle der Sängerin. Bescheidener als das spanische Orchester ist das arabische: auf der Bank im Hintergrunde hockt ein Klötenspieler, der in einformiger Wiederholung vier quiekende Töne erzeugt, während durch das Zimmer ein Sängergreis hüpfet, der einen Kehrreim singt und dazu eine Langtrommel mit der Hand zu dumpfem Geräusch reizt. Zu diesem öden Geräusche ein befriedigtes und grundgesättigtes Gesicht, gleich den Kaffeetinkern und Haschischrauchern, zu machen — man fragt sich oft, wie das möglich sei. Inzwischen, jene tragen das Paradies, das wir draußen suchen, in sich, schauen es in ihren narrotischen Träumen.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Erlebnisse eines deutschen Kriegsschiffes in Ostasien. Aus Kiel wird geschrieben: Von der abgelösten Mannschaft des „Gormoran“ werden einige interessante Einzelheiten aus dem zweijährigen Aufenthalt in den ostasiatischen Gewässern mitgeteilt. Der Kreuzer ist von mehrfachen Unfällen betroffen worden. Im Gelben Meere sollte bei sehr starkem Strome ein Anker ausgebracht werden, der jedoch sammt der Kette verloren ging, auch zwei Weiboote gingen dabei verloren, deren Mannschaft von Chinesen gerettet wurde. Zwei Tage nach dem Untergange des „Iltis“ und an den nachfolgenden Tagen hatte das Heizerpersonal sehr angestrengt zu arbeiten, da binnen verhältnismäßig kurzer Zeit der „Gormoran“ mehr als zwanzig Mal nach Tschifu in forzierter Fahrt zur Nachrichtenvermittlung fahren mußte. Als der Kreuzer nach Yokohama zur Behebung der Centenarsfeier unterwegs war, gerieth er in den Ausläufer eines Taifuns. Während das Schiff sich im Taifun befand, konnte die Mannschaft keinen Dienst thun, da das Wetter zu heftig tobte. Die Schwalbennester der zweiten Geschütze wurden durch die Gewalt der See eingeschlagen, auch wurden an Deck mehrere Beschädigungen angebracht. Der „Gormoran“ hatte in dem außerordentlich schweren Wetter an Maschine und Kessel so stark gelitten, daß bei vollem Betriebe der vier Kessel trotz größter Mühe nur fünf statt sechszehn Seemeilen Fahrt erzielt werden konnten. Nach der Reparatur in der Werft zu Schanghai wurde die volle Geschwindigkeit wieder erzielt. An der Strandungsstelle des „Iltis“ hatte „Gormoran“ ein Detachement gelandet, das, sobald es sich in Gefahr befand, durch Abfeuern einer grünen Leuchtflugel um Hilfe rufen sollte. Plötzlich in der Nacht steigt am Lande eine solche Kugel auf. Sofort wurde klar Schiff gemacht und ein Landungsmander vorgenommen. Die kriegslustige Mannschaft war erstaunt ob der Stille, die an Land herrschte, doch als man weiter vordrang, fand man die Erklärung. Das an Land gesandte Detachement lag in tiefstem Schlafe in dem provisorisch errichteten Lager, von dem gegebenen Signale wurde Niemand etwas. Später erfuhr man, daß Chinesen eine Signalwivole gefunden und zufälligerweise gleich eine grüne Patrone verwendet hatten.

Selben der Zerstretheit. Die meisten Zerstretheitstücken erzählt man sich von Gelehrten, und in der That spricht dafür eine ergiebige Blumenlese. Der berühmte Philologe W. Buddäus, welcher, wie in den „L. N.“ erzählt wird, seiner Frau bis zu ihrem Tode vorwarf, daß sie ihn am Hochzeitstage kaum vier Stunden habe studiren lassen, wurde von ihr gebeten, während die kurze Zeit das Zimmer verließ, Acht zu geben, daß die Kage nicht über den auf dem Tische liegenden Braten ging. Um seine Sache gut zu machen, setzte er sich vor den Tisch mit einem Stöcke in der Hand, als plötzlich die Kage erschien und den Braten forttrug. Als der zerstreute Gelehrte diesen nicht mehr sah, schlug er mit dem Stöcke zu und

traf die kostbare Schüssel, daß sie in Scherben ging. Als der Reichshofrath von Sentenberg einst beim Minister speiste und ihm die Suppe nicht schmeckte, bat er, sich im eigenen Hause wählend, die Tafelgesellschaft um Verzeihung wegen des schlechten Essens, weil seine Frau in den Wochen liege. Als derselbe einst auf seiner Bücherleiter stand, glaubte er sich auf ebener Erde, vergaß das Herabsteigen, trat seitwärts und brach, herabstürzend, ein Bein. Daß er sich neben den Stuhl setzte und zu Boden fiel, kam fast täglich vor. Lafontaine machte einem Freunde, dessen Beerdigung er acht Tage vorher beigewohnt hatte, seinen Wochenbesuch. Ein mehrfremder Bankier nahm im Hotel de Russie in Leipzig an der Table d'hôte, als der Teller für Ruffel herumging, statt ein Geldstück darauf zu legen, ein solches heraus, und als sein Nachbar ihn lachend darauf aufmerksam machte, legte er statt der vor ihm auf dem Tische liegenden Geldspernde ein Stück Lortie auf den Teller. Diese Zerstretheit fiel in die Zahlwoche! Ein eifriger Spieler am Brettspiel lernte einst den Würfelbecher in seinen Mund und das neben ihm stehende Weinglas ins Brettspiel. Jener Gelehrte rief beim Ausklopfen seiner Tabakspfeife „Herein!“ und ein anderer, dessen Gemohnheit es war, Briefe oder Billets nie zu öffnen, bevor er seine Pfeife angezündet hatte, benutzte den eben erhaltenen, noch verschlossenen Werthbrief dabei als Fidiubus. Ein alter Landgeistlicher, der seit Jahren seine Predigten mit der Formel „Dazu verhelfe uns Allen der liebe Gott!“ schloß, endete einst dieselbe, worin er über den bösen Haman gesprochen hatte, mit dem Ausrufe: „Und was war sein Lohn? Der Galgen! Und dazu verhelfe uns Allen der liebe Gott!“

Vom Büchertisch.

Die Septembereurol des Jahres 1848, die in der schändlichen Ermordung des Generals Luerswald und Fürsten Lichnowsky zu Frankfurt a. M., am 18. September, gipfelten, sind schon wiederholt Gegenstand eingehender historischer und belletrischer Darstellungen geworden, doch haben sich dabei Ungenauigkeiten, ja Unrichtigkeiten, zum Theil auch phantastische Zuthaten von Generation zu Generation vererbt. Um so willkommener ist daher eine erneute, auf authentischen Quellen beruhende Behandlung dieser Vorgänge, wie sie J. Novor in einem im Septemberhefte von „Nord und Süd“ (Schleissche Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau) veröffentlichten Aufsätze bietet, dem eine von dem Vater des Verfassers, der als Protokollführer, später auch als Inquirent der Untersuchungskommission des vereintlichen Verhöramts des Appellationsgerichts der freien Stadt Frankfurt a. M. speziell in die Einzelheiten jener Septembereurol eingeweiht war, herrührende Denkschrift zu Grunde gelegt ist.

Das Septemberheft von „Nord und Süd“ enthält ferner die fein psychologische Novelle „Der Liebe Wege“ von Erna Juel-Hansen (deutsch von Mathilde Mann); eine Studie Adolf Kosbuts über Victor Plüthgen, dessen Bild in Radirung von Johann Lindner dem Hefte beigegeben ist, einen Abschnitt aus dem demnächst in Buchform erscheinenden zweiten Theil des „Skizzenbuchs meines Leben“ von Dagobert von Gerhardt: „Das Jahr mit den drei Wästen“, zwei kraftvolle Balladen von Ottomar von der Mark; einen gründlichen Essay über Willibald Alexis von Max Ewert, der manche alten, in einigen Jubiläumssartikeln wiederholten Irrthümer berichtigt; ein stimmungsvolles Charakterbild aus dem Dartmoor: „Daniel Jacobs, der Geiger, von S. Varing-Gould (deutsch von Hskar Wilda) und eine packende Skizze aus dem Schülerleben: „Richard“ von Josef Glaser; endlich eine illustrierte Bibliographie.

„Aus fremden Jungen“, die angefehene Zeitschrift für die Erzählungsliteratur des Auslandes (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis pro Heft 50 Pf.), bietet in den beiden neuesten Heften (15 u. 16) mehrere Werke ersten Ranges, aus deren Lektüre jeder Literaturfreund wahren Gewinn ziehen wird. Wir finden darin zunächst den schwedischen Roman „Das Haupt der Medusa“ von Gustaf af Geijerstam, ein Werk, das sowohl die schwedische wie die deutsche Kritik (u. A. die bekannte Schriftstellerin Laura Marholm in der „Frankfurter Zeitung“ und Marie Herzfeld in ihrem Buche „Die skandinavische Literatur und ihre Tendenzen“) als eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuesten Literatur des Nordens rühmen. Ferner in Heft 16 die Dorf-Novelle „Aryia“ von Margä Kononicka, der größten polnischen Dichterin der Gegenwart — ein Meisterwerk tiefster Empfindung, psychologischer Schärfe und dramatisch-tragischer Kraft. Nicht minder vollendet ist das köstliche Stimmungsbild „Auf den Wällen von Monforte“ von dem großen italienischen Realisten Giovanni Verga. Dem leichteren Genre gehören an die Erzählung „Sultan“ von den portugiesischen Schriftsteller Trindade Coelho, ein ungemein frisches Bild aus dem portugiesischen Bauernleben, und die lebenswürdige Skizze „Hab Papa lieb“ von dem Franzosen Michel Corbay. Der Humor des Auslandes ist vertreten durch die launige Erzählung „Der blasse Jüngling“ des Ungarn K. Murai und das originelle spanische Märchen „Juan Holzgado und der Tod“.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Walter Gedenleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Zeltz, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87